

(Nachdruck verboten.)

3) Eine Pilgerfahrt.

Von Johan Vojer.

Autorisierte Uebersetzung von Adele Neustädter.

Plötzlich setzt sie sich auf, greift nach der Uhr der Nachbarn und hält sie unter die Nachtlampe. Ach, erst zwei Uhr. Würde denn diese Nacht nie ein Ende nehmen?

Sie legt sich wieder hin, zieht die Decke über den Kopf, kneift die Augen ein: „Schlafe, schlafe!“

Aber bald wandert sie wieder auf der kleinen Insel umher. Jetzt sahen die alten Eltern in dem kleinen Leuchtturmhaus und ahnten nichts.

Sie wirft sich zur Seite und stöhnt. Jetzt sieht sie sich als vierzehnjähriges Mädchen und springt zusammen mit den Fischerkindern auf der Insel herum. Das Meer lärmt von allen Seiten. Gegen Westen rollte es in den Himmel. Gegen Osten gewahrte man das Festland, wie einen schwarzen Strich zwischen Himmel und Meer. In den Klüften brüteten allerlei Seevögel, die ihre guten Freunde waren. Oft näherte sie sich einem Eidervogel, klopfte den Rücken, ohne daß der Vogel davon flog. Und sie folgt der Mutter zur kleinen Kirche, der Weg führte über kleine Torflümpfe und Berge und auf der ganzen Insel gab es, außer einer kleinen verkrüppelten Birke in ihrem Garten, keinen Baum.

Sie lernte zusammen mit ihren beiden Brüdern beim Vater. Er hatte eine große Bibliothek, und sie lernte schnell Bücher in fremden Sprachen lesen. Aber die Eltern waren so verschieden, die Mutter streng religiös, der Vater saß bis tief in die Nacht hinein bei einer Flasche. Er hatte durch ein Mißgeschick seinen Abschied als Seeoffizier erhalten und konnte es nicht überwinden.

Dann kam das Unglück mit den Söhnen. Der Älteste kam durch einen falschen Wechsel ins Gefängnis, der andere verließ seine gute Stellung in der Hauptstadt und brannte mit einer Zirkusdame durch. Die Mutter trug es wie ein Kreuz, vom Himmel verhängt, der Vater bekam weiße Haare. So war sie wieder allein und ging zwischen Vater und Mutter wie zwischen zwei Kranken, die alles von ihr erwarteten. Es schien ihr auch natürlich, daß sie den Eltern an Glück wieder zuführen müsse, was die Söhne durch Kummer geraubt hatten.

Freilich schritt sie mit zweiundzwanzig Jahren noch ganz planlos zwischen den zwei Alten einher. Nie kamen Fremde zu Besuch, auch bot sich keine Aussicht fortzukommen, und deshalb erschien ihr diese Einsamkeit mehr und mehr wie ein lebenslängliches Gefängnis.

Da lud sie die reiche Tante, die ein großes Gut bei Mjösen hatte, zum Sommer ein. Der Vater biß in seine Pfeifenspitze und brummte: „So, so, man erkennt uns also doch noch an!“ Also endlich eine Gelegenheit, aus dem Käfig zu entflüpfen! Und schließlich gab der Vater nach. Vergangenen Frühling war's. Ja, wirklich, erst vor einem Jahre.

Aber jetzt fährt sie wieder auf und saßt sich an den Kopf: „Herrgott, weshalb kann ich nicht schlafen?“

Wald darauf liegt sie wieder mit halbgeöffneten Augen. Und sie kommt auf das große Gut, erfüllt von den Eindrücken eines mehrtägigen Aufenthaltes in der Hauptstadt. Die Häuser lagen auf einem Hügel und spiegelten sich in dem großen Landsee, der von Kirchspielen und Fichtenwäldern begrenzt war. Juni war's, der Garten stand voll blühender Apfelbäume, die Wiesen walkten im Sommerwinde. Die frische Meeresluft, woran sie gewöhnt, war jetzt in trockenen Gras-, Laub- und Blumenduft vertauscht. In ihrem kleinen Zimmer konnte sie stundenlang am Fenster liegen und sich in der warmen Nachtluft baden. Ein gelber Mond stand über dem See, leuchtete jedoch nicht, da die Nacht zu licht war. Wieso kam es, daß sie von Anbeginn einen gewissen Widerwillen gegen die Tante und die zwei Cousinen empfand? Befürchtete sie wohl, sie könnten um des Vaters und der Brüder willen auf sie herabsehen? Diese Gedanken schmerzten sie stets wie ein wunder Fleck, vor dessen Berührung ihr hangte.

Wald wurde ihr die Gewißheit, daß man mitleidig auf sie herabsah. Stich auf Stich fiel auf den wunden Fleck, durch

Blicke, Andeutungen, den Tonfall einer Stimme, vielleicht galten die Blicke auch ihren Kleidern und Manieren.

Sie verschluckte den Grimm. Denn sie wollte noch nicht nach Hause reisen. Und weil sie den Zorn verbergen mußte, verwandelte er sich bald in Haß. Tropfenweise sammelte er sich in ihrem Gemüte. Aber alles mußte geheim bleiben. So lernte sie heucheln. Weil sie die Eltern nicht verletzen wollte, schrieb sie nach Hause fröhliche Briefe. So lernte sie lügen.

Viele Gesellschaften fanden im Hause statt, und sie bemerkte bald, daß man sie schön fand, schöner als die zwei gleichaltrigen Cousinen.

Ein reicher Landwirt und ein Tierarzt hielten um ihre Hand an. Beide wurden abgewiesen. Sie begann von hohen Zielen zu träumen, nicht allein um die Eltern glücklich zu machen, nein, sie wollte höher als die Cousinen stehen, um sich zu rächen.

Da kam er — ein Verwandter des verstorbenen Mannes ihrer Tante. Er war gerade mit dem medizinischen Doktor fertig geworden und man sagte, er sei reich, sehr reich. Als sie bemerkte, daß er sich auffallend für eine der Cousinen interessierte, begann sie ihn schön zu finden.

„Ich will ihn ihr abspenstig machen,“ dachte sie, „aber es müßte fein eingefädelt werden.“

Er brachte Leben ins Haus. Ausflüge ins Gebirge, Waldfeuer, Gläserklingen, Gelächter und warme Augen. Welch' ein Sommer! Bisher hatte sie täglich ihr Abendgebet verrichtet. Jetzt vergaß sie daran.

Aber er hatte wohl bemerkt, daß sie von gemeinerer Klasse war. Denn er wäre wohl kaum zu einer der anderen hineingegangen, in jener Nacht, als sie allein zu Hause waren.

Am nächsten Tage hatte sie die Empfindung, daß sie mehr als verlobt seien. Sie waren gewissermaßen getraut. Jetzt blickte sie ohne Haß auf die Cousinen. Jetzt wollte sie sich nicht rächen, nur triumphieren.

Sie trafen sich im Walde, und Wochen der Wonne verstrichen. Sie war warm und fröhlich und glücklich. Und wenn sie jetzt an die Eltern dachte, hatte sie lichte, liebe Träume, wie gut die Alten es haben sollten, wenn sie zu ihr ins Haus kamen.

Dann reiste er plötzlich ab. Sie hatte ihn vor der Abreise nicht gesprochen und fühlte sich beunruhigt. Sie wartete auf einen Brief, dann schrieb sie. Aber es kam keine Antwort. Da hört sie eines Tages bei Tisch, Dr. Földen sei schon lange mit einer Dame aus der Hauptstadt verlobt und werde demnächst heiraten. O, dieser Tag! . . . Dieser Tag!

Sie fährt wieder im Bette auf, streicht sich über die Stirn und flüstert: „O, ich werde verrückt, wenn ich jetzt nicht schlafen kann!“

Die Nachbarin liegt auch wach, es ist das grauhaarige Mädchen, und sie flüstert zurück:

„Glauben Sie, Sie seien die einzige?“

Sie antwortete nicht.

Und während sie den Kopf mit den Händen festhielt, sah sie wieder jene Nacht vor sich, als sie in den Feldern umherirrte. Die Herbstdämmerung begann, und das feuchte Gras durchneigte sie. Sie empfand eine entsetzliche Ahnung.

Als der Morgen graute, schleppte sie sich heimwärts. Und tagsüber war sie in den Zimmern, verrichtete ihre Arbeit, trällerte und scherzte und lachte. Sie sollten nichts merken, nein, den Triumph sollten sie nicht erleben.

Endlich wurde ihr alles klar, das Entsetzliche wurde zur Gewißheit. Sie fühlte sich Mutter.

Aber in den Zimmern ging sie immer noch trällernd umher. Nicht der geringste Argwohn durfte entstehen. Die Not lehrte sie lachen, statt weinen, sie machte sie erfindertisch und kaltblütig. Es mußte ein Ausweg gefunden werden, und sie mußte ihn schaffen.

Aber wo sollte sie jetzt hin? Nach Hause? Unter keinen Umständen. Sollte die Eltern auch noch dieser Schlag treffen. . . .

Eines Tages schrieb sie einen glückstrahlenden Brief nach Hause und bat um Geld, um die Haushaltungsschule in Christiania zu besuchen. Das Geld kam, obwohl der Vater murrte. Und damit die Tante und die Cousinen sie in der Stadt nicht aufsuchen sollten, entzweite sie sich absichtlich mit ihnen, ehe sie abreiste, sie schieden in völliger Feindschaft.

Wie ein verwundetes Tier verfedte sie sich in der großen Stadt. Auf die Haushaltungsschule ging sie einen Monat, dann wagte sie es nicht länger, um keinen Argwohn zu erregen. Dann mietete sie sich in der Vorstadt bei einem Nähmädchen in einer Dachstube ein und nähte tagelang grobe Säume, um Kost und Logis zu verdienen. Ihre kleine Geldsumme schwand hin. In die Stadt wagte sie nicht zu gehen, sie konnte ja einen Bekannten aus dem Hochland treffen. Ihren Eltern schrieb sie fröhliche vergnügte Briefe, und eine Unwahrheit zog immer eine andere nach sich. Es wurde ein langer Winter.

So kam der Abend, da sie sich längs der Hausmauern in die Entbindungsanstalt schlich. Und während die ersten Wehen sie durchzogen, saß sie im Bureau und verhandelte mit dem Arzte. Er verlangte Aufklärung, wollte ein Protokoll aufnehmen, aber sie weigerte sich hartnäckig, Namen und Stellung anzugeben.

Dann zwang man sie zu baden und endlich brachte man sie in Entbindungssaale in ein hartes, schlecht riechendes Bett. Großer Gott, niemals hätte sie geglaubt, daß ein Mensch in so hohem Grade unglücklich und allein sein könne.

Und jetzt kam das schlimmste. Zwei Studenten begannen sie zu untersuchen. Zuerst glaubte sie, sie müsse vor Scham vergehen, dann wurde sie rasend und rief: „Genügt es nicht, wenn Einer untersucht?“ Ein Student antwortete fast spöttisch: „Sie müssen entschuldigen, Fräulein, aber wir Studenten sind hier in der Anstalt, um unser Fach zu lernen. Sie scheinen sich übrigens in der letzten Zeit zu wenig Bewegung gemacht zu haben.“

Sie dachte: „Man hält Dich natürlich für eine Dirne.“ Fünfzehn Stunden lag sie in Geburtswehen. Und so oft sie die Schmerzen durchschüttelten, rief sie immerzu nur: „Mutter, Mutter!“

Zwischen jedem Anfall starrte sie nach der bemalten Saaldecke, wo die Gasflammen brannten und einen unangenehmen Geruch verbreiteten.

Spät am Abend kamen zwei Hebammen-Gebirren, um die Nachtwache zu übernehmen. Sie sollten sie auch untersuchen, um zu lernen. Später riefen sie einige andere Mädchen herein, die auch untersuchen mußten. Es kamen immer mehr Leute, Studenten und weibliche Gelehrten. Sie wurde nicht mehr als Mensch, sondern als Allgemeingut behandelt, woraus man gedankenlos Nutzen zog, selbst wenn man dadurch ins innerste Mark traf. Und sie lag still und konnte nicht protestieren. Es war entsetzlich.

Während der Nacht wurde eine neue Wöchnerin hereingebracht. Eine Stunde später folgte eine zweite. So lagen dort drei schreiende Frauen, je durch einen Bettschirm getrennt. Das Schreien der anderen ging ihr durch Mark und Bein.

Während der Nacht wurde der Assistenzarzt geholt; er sollte auch untersuchen, die wachhabenden Gelehrten umstanden ihn und er dozierte über diesen speziellen Fall.

Sie verlor das Bewußtsein.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Rasier-Apparate.

Es ist eine recht sonderbare Empfindung, wenn man bei starkem Bartwuchs am Halse mit einem nicht ganz einwandfreien Messer gegen den Strich rasiert wird. Am ist aber nicht genau zu sagen, was man unter „gegen den Strich“ bei jedem einzelnen nennen darf. Der Begriff als solcher ist unzweifelhaft; die einzelnen Haare wachsen schräg aus der Haut heraus, wobei es jedoch nicht bestimmt ist, nach welcher Richtung die Spitze steht, nach vorn (nach dem Kinn) oder nach hinten. Ein vorsichtiger Barbier wird sich freilich jedesmal erst überzeugen, ehe er anfängt, inwiefern gibt es auch genügend solcher, die es nicht tun, und der Leidtragende ist dann immer der Kunde.

Für jeden, der unter dieser Kalamität leidet, ist die Parole: „Rasiere dich selbst.“ Das ist aber viel leichter gesagt als getan, denn es gehört dazu, wenn man sich mit einem Messer rasieren will, eine nicht zu unterschätzende Geschicklichkeit, da man das Messer ebenso sicher mit der linken Hand führen muß wie mit der rechten, und da hapert es bei den meisten Menschen; es haben infolge dessen viele, die dem heroischen Entschluß gefaßt hatten, sich fortan selbst zu rasieren, schon Seifenpaps, Pinzel, Messer, Streichriemen u. c. angekauft hatten, nach ersten, meist verunglückten Versuch ihr Vorhaben wieder aufgegeben. Warum muß es aber auch ein Messer sein? Die moderne Industrie liefert sogenannte Rasierapparate, mit dem jedes Schneiden, jede Verletzung der Haut so gut wie ausgeschlossen ist.

Leichtlich lassen sich diese Apparate in drei Typen einteilen. Erstens solche, die das altbekannte Tischlerwerkzeug, den Hobel, als Vorbild hatten, deshalb auch stellenweise „Barthobel“ genannt werden; zweitens solche, welche die bei landwirtschaftlichen Maschinen, wie Säckselschneid-, Rasenmäschinen u. c. zur Anwendung gebrachte Idee kopieren; und drittens solche, die eine Tischschermaschine im kleinen darstellen.

Beim Tischlerhobel steht aus einer Öffnung, welche das Hobelholz in der unteren Fläche hat, ein scharf geschliffenes Eisen in einem ungefähren Winkel von 45 Grad eine Benigheit hervor. Wird nun der Hobel unter Anwendung von etwas Druck auf einem Brett entlang bewegt, so schneidet das Eisen einen dünnen Span ab, dessen Stärke von dem mehr oder minder weiten Vorstehen des Eisens abhängt. Beim Rasieren mit dem Messer wird das letztere ebenfalls so aufgesetzt, und auf der Haut entlang bewegt wie das Hobel-eisen; der Effekt muß also derselbe sein, wenn man ein Rasiermesser in einen Behälter bringt, wie es das Hobelholz darstellt und nun auf der Haut entlangfährt. Ein Schneiden, wie es mit dem bloßen Messer vorkommen kann, ist jedoch ausgeschlossen, da die Schneide nicht tiefer eindringen kann, als die beiderseitig daneben stehende Führung es gestattet. Die eigentliche Form des Messers kommt hierbei weniger in Betracht; es werden solche von der gewöhnlichen prismatischen Form angewendet, es ist aber auch ein Apparat bekannt geworden, welcher ein aus einem flachen Stahlband bestehendes einseitig angeschliffenes Messer von zirka einhalb Millimeter Stärke hat. Dieses Messer ist dann natürlich zwischen Halterplatten festgeklemmt.

Würden nun diese Apparate genau nach dem Prinzip des Tischlerhobels hergestellt werden, so müßten dieselben beim Rasieren den die Haare weich machenden Seifenschaum mit der vorderen Führung schon wegschieben, ehe das Messer die Haare zum Schneiden erreicht. Dadurch würde aber die Leichtigkeit des Schnittes sehr stark beeinflusst werden, so daß man das Gefühl wie von einem nicht tadellos scharfen Messer erhalten würde. Diesem Uebelstand zu begegnen, sind verschiedene Konstruktionen ausgeführt worden, derart, daß z. B. das den ganzen Mechanismus aufnehmende Gehäuse keine eigentliche Vorderwand hat, welche den Schaum wegwischen kann; an ihrer Stelle ist nur eine lamartige Schutzvorrichtung angebracht. Der Verschluß ist bei diesem Apparat so ausgeführt, daß er sich beim Gebrauch nicht unbeabsichtigt öffnet, andererseits aber bei etwas größerem Kraftaufwand in möglichst einfacher Art gelöst werden kann, somit ein schnelles und sicheres Reinigen sowohl des Messers als auch der Schutzvorrichtung gestattet.

Wegen seiner konstruktiven Eigentümlichkeit ist dann noch ein Rasierhobel zu erwähnen, an welchem eine legelförmige Walze angeordnet ist, die mit einem oder mehreren Gewindegängen bezw. mehreren in einander liegenden Schraubensendern versehen ist, so daß infolge der legelförmigen Gestalt der Walze ein bogenförmiger Weg des Hobels, ähnlich demjenigen des durch die Hand geführten Messers herbeigeführt wird.

Manche aus der anfänglich naturgemäß etwas unpraktischen Befestigung des Messers resultierende Unbequemlichkeit ist an einem neueren Rasierhobel beseitigt worden, auch die Einrichtung, daß der Hobel an der einen Seite des Gehäuses drehbar ist und an der anderen einfach infolge der Federung des Gehäuses gehalten und durch einen Druck gegen dasselbe gelöst wird, während er durch einfaches Zurückdrücken wieder in die Gebrauchsstellung gelangt. Beim Öffnen wird gleichzeitig das Messer in der Weise frei gestellt, daß es herausgenommen werden kann, ohne daß Schrauben und dergleichen zu lösen sind, während es bei geschlossenem Messerhalter durch Federn gestützt wird, welche das Messer soweit nach vorn drücken, wie es die das Messer haltenden Klammern gestatten. Durch diese einfache Einrichtung, bei der zum Lösen des Messerhalters und des Messers selbst nur ein Druck gegen die Gehäuswand erforderlich ist, kann jederzeit die schnelle und gründliche Reinigung der letzteren sowie des Messers erfolgen.

Denselben Zweck sucht eine andere Ausführung dadurch zu erreichen, daß die Klinge oder diese samt der Schutzvorrichtung in eine Ebene mit dem Heft gelegt werden kann, so daß z. B. zwecks Schleifens beide Seiten der Schneide dem Riemen oder Stein zugänglich sind und ein flaches Auflegen der ganzen Vorrichtung durch keinerlei vorstehende Teile gehindert wird. Zu diesem Zweck sind die einzelnen Teile um solche Achsen drehbar, welche mit der Längsachse des Stieles in einer Ebene liegen.

Ein in keiner früheren Vorrichtung zum Ausdruck gebrachter Gedanke wird in einem Barthobel zur Anwendung gebracht, dessen Messer mittels eines Hobels hin- und herbewegt werden kann, wodurch ein ziehender Schnitt und infolgedessen eine bessere Schneidefähigkeit des Messers beim Haarabholzen erzielt werden soll.

Die zweite Gruppe ist nicht so zahlreich vertreten; es gibt da eigentlich nur zwei erwähnenswerte Repräsentanten. Als besonders unterscheidend von den vorher besprochenen Apparaten wird derselben nachgerühmt, daß eine Verletzung auch bei ungeschicktester Handhabung dadurch ausgeschlossen sein soll, daß die von einem Federmotor getriebenen rotierenden Rasiermesser, die durch eine Spalte in das Innere des Apparatgehäuses hereinstehende Haare erfassen und daher keinerlei Wirkung außerhalb des Gehäuses ausüben können. Die Messer sind rundhohl und schräg geschliffen. Die zweite, in England erfundene Form kennzeichnet sich der ersteren gegenüber durch einen sogenannten Spirallwellenantrieb.

Die dritte Gruppe endlich, welche den in der Textilveredelungs-

Industrie sowohl zum Scheren von Luchsen, wie auch von Sammeten und Plüsch allgemein angewendeten Lang- und Querschermaschinen nachgebildet ist, stammt aus Amerika. Die hierher gehörige, in Deutschland patentierte Maschine kann eigentlich als Erfindung nicht mehr bezeichnet werden, da dieselbe nur eine geringfügig abgeänderte Imitation der Urform ist. Diese letztere hat nämlich einen Antrieb derart, daß die Schneidewelle nur in einer Drehungsrichtung schneidet. Die nach dem deutschen Patent hergestellte Maschine läßt eine Rückwärtsdrehung der Welle zu.

Eine Analogie der beiden letzten Gruppen finden wir noch in der Holzbearbeitungs-Industrie, speziell an Hobel- oder Präsmaschinen. Hier vertritt auch die Messerwelle das ursprüngliche Hobelisen. Wie hier aber bezüglich der Sauberkeit die Messerwelle mit dem feinen Pughobel nicht konkurrieren kann, so wird auch im Rasierapparatebau das Hobelprinzip die Oberhand behalten. —

Gustav Strahl.

Kleines feuilleton.

—6. Zucht. — Es ist ein alltägliches Vorkommnis, daß uns Sozialdemokraten von den Liebhabern und Bewunderern der jeweiligen Zustände, mögen sie nun sein wie sie wollen, alle möglichen Gebrechen vorgeworfen werden. Würde man wegen der Sicherheit und Wichtigkeit seines Urteils von diesen Leuten bewundert, so ändert sich das sofort, wenn sie hören, daß man der sozialdemokratischen Partei angehöre oder ihr beizutreten gedenke. Von diesem Zeitpunkte an beginnt eine geistige Minderwertigkeit von dem neuen Belemmer Besitz zu ergreifen. Mindestens wird es von diesen Leuten als unbegreiflich hingestellt, wie dieser oder jener befähigte Mensch der Partei des Umsturzes beitreten könne. Man macht ungefähr daselbe Gestalt, als wenn plötzlich die Nachricht einliefe, dieser oder jener gute Bekannte sei ins Zarenhaus gebracht worden.

Aber nicht nur die geistigen Fähigkeiten erfahren einen bedauerlichen Niedergang — was noch viel schlimmer ist, die unsterbliche Seele des Menschen beginnt an einem fressenden Schaden zu leiden. War sie vorher licht und weich wie eine Perle im Selterser Wasser, die unaufhaltsam in die Höhe strebt, so ist sie jetzt schwarz wie Kohle, die in der schaurigsten Tiefe ihr rüßiges Dasein fristet. Dadurch, daß er begriffen hat, auf welche Weise Kapital entsteht, und daß die Kapitalbildung, auf einer gewissen Stufe angelangt, den Fortschritt der Menschheit hindert, ist er zum Verbrecher geworden, dem alles zuzutrauen ist. Man sehe sich vor, ihm die Führung einer Klasse zu übergeben, denn ein Gegner des Eigentums handelt nur folgerichtig, wenn er von seinen langen Fingern Gebrauch macht. Vor allen Dingen aber ist er der Inbegriff aller Amoral auf dem Gebiete der Literatur und Kunst, und von diesen zum gemeinen Leben hin ist der Weg nicht weit. Die Sozialdemokratie nährt die Zügellosigkeit in jeder Hinsicht, auch auf dem Gebiete der geschlechtlichen Moral. Wie stimmt aber dazu die folgende kleine Geschichte, für deren Wahrheit ich mich verbürge, weil ich sie selbst erlebt habe?

Vor etwa zehn Jahren besuchte ich oft eine Restauration nahe der Greißwälderstraße, weil ich mit dem damaligen Inhaber persönlich bekannt war und noch bin. Eines Sonntagabends nun kommt gegen acht Uhr eine lustige Gesellschaft hereingeführt, die aus vier bis fünf jungen Männern und drei blutjungen frischen Mädchen bestand. Während die letzteren in das Hinterzimmer geleitet wurden, blieben die jungen Männer am Schenktisch stehen, bestellten Bier und begaben sich darauf auch nach hinten. Nach einer Weile kamen drei von ihnen wieder vor, genehmigten am Schenktisch einen Kognak, ließen allerlei zweideutige Redensarten fallen und äußerten unter vielsagendem Gesicht: „Die machen wir besoffen und dann verschleppen wir sie.“

Ich hatte von meinem Plage aus alles beobachtet und erlaubte mir plötzlich die Bemerkung: „So etwas aber tut kein Sozialdemokrat!“

Ich hatte das Richtige getroffen, denn diese Aeußerung wirkte wie ein augenblicklich wirkendes Ernüchterungsmittel. Die jungen Leute ließen sofort von ihrem Vorhaben ab, behandelten die jungen Mädchen in der anständigsten Weise, wiesen sie zurecht, da sie mit der Gegend gänzlich unbekannt waren und ließen sie gehen.

Bemerken muß ich noch, daß die jungen Männer mir und dem Restaurateur völlig fremd waren. —

tt. An der Albufera von Valencia. Eine schöne Gaffbildung, ähnlich denen, wie sie an der preussischen Küste in typischer Form vorkommen, findet sich in der Nähe der spanischen Stadt Valencia. Albufera, das heißt „Meines Meer“, haben sie schon die Mauren genannt. Wo heute Valencia und die fruchtbare weite Küstenebene, die orangenreiche „Guerta“ von Valencia liegt, da zog sich eine Bucht des Mittelmeers zwischen zwei weit in die See vorpringenden Gebirgswänden tief ins Land hinein. Aber die Flüsse, die in diese Bucht mündeten, vor allem der Jucar und der Guadalaviar, füllten die Bucht mit ihren Stinkstoffen aus, sie schüttelten die heutige Küstenebene auf und nur ein Teil der alten Bucht, — eben die Albufera — blieb erhalten. Durch einen langen schmalen Damm — an der preussischen Küste sagt man Nehrung — ist sie vom Meere getrennt. Der abgesetzte Schlammbildet draußen im Meere eine lange Barre, die sich vor die noch nicht ganz ausgefüllte Bucht legte und sie nach der Seeseite zu abschloß. So entstand ein Winnensee dicht am Meer.

Bei der Bildung der Albufera wirkten also dieselben Kräfte wie bei derjenigen der Gaffe. Allein die Natur ist am Mittelmeer doch eine ganz andere als an der preussischen Ostseeküste. Der sandige Boden und der heftige Wind begünstigte hier Fluglands- und Dünenbildung, und machte die Umgebung des Hafens im ganzen unfruchtbar. Dagegen besteht die ganze Küstenebene von Valencia, so auch die Ufer der Albufera — allerdings mit Ausnahme der Nehrung — aus einem überaus fruchtbaren schweren Boden, der diese Gegend zu einer der üppigsten von ganz Spanien macht. In der Nähe der Albufera selbst ist freilich der Wasserstand sehr hoch, so daß hier nur eine Frucht, der Reis, mit Vorteil angebaut wird. Es macht einen sehr eigentümlichen Eindruck, wenn man sich jetzt am Ende des Winters diesem großen, etwa zwanzig Kilometer langen und vier bis fünf Kilometer breiten See nähert. Schon eine Stunde vorher verpflücht man den Sumpferuch, den dieses leichte Gaff aushaucht. Noch befindet man sich mitten zwischen Orangenplantagen, zwischen fukhöhem Weizen und blühenden Puffbohnen, da sieht man schon die mit Segelbooten bedeckten Kanäle, die hinein in die Albufera führen. Schreitet man weiter, so verändert sich plötzlich das Aussehen des Geländes. Man hat vor sich links und rechts die ausgebeuteten Reissfelder, aber es sind nur die grauen Stoppeln, die die tiefliegenden, mit kleinen Dämmen eingerahmten Felder bedecken. In ganz regelmäßigen Abständen ragen diese Halme wie aus dem fruchtbaren Boden hervor. Es sind aber nicht einzelne Halme, sondern sie stehen immer büschelweise zusammen. Auf einem schmalen Damm zwischen Reissfeldern und einem nach der Albufera führenden Kanal geht man dahin. Je weiter man geht, um so feuchter werden die Füren, und schließlich bedecken sie sich gänzlich mit Wasser. Auch die Halme stehen unter Wasser, und nur die kleinen Handdämme, welche im Sommer die Veriefelung erleichtern, ragen ein wenig aus dem Wasser hervor. Wenn nun der Wind geht, so flutet die ganze Landschaft in zitternder Bewegung. Auf dem schmalen Damm, auf dem einer dem anderen kaum ausweichen kann, geht man fast unsicher durch die wogende Wasserlandschaft dahin. Rechts auf dem Kanal ziehen die Segelboote vorüber, die mit Fischereigeräten besetzt sind. Man glaubt, im Wasser zu wandeln. Nun ist die Albufera nicht mehr weit, nur eine Wand von hohem, grauem Schilf verbirgt sie noch dem Blick. Erst wenn man ganz nahe herankommt, sieht man durch schifffreie Strecken die weite, weiße Wasserfläche des Hafens. Drüben auf dem anderen Ufer, dem schmalen Damme, der die Albufera vom Meere trennt, stehen dunkle, nicht gerade hohe Seestrandfelsen in langer Kette. Der Damm ist sandig, und für solche sandige Meeresküste gibt es im Süden einen vortrefflichen Baum, eben diese Kiefer. Nun hätte das Bild mit seinen weiten Wasserflächen, seinen langen Schilfwänden und Kieferreihen etwas Nordisches, wenn es nicht belebt wäre von unendlichen Scharen von Wasservögeln, die über und auf dem Wasser ein überaus reges Treiben entfalten. Aber noch großartiger gestaltet sich die Landschaft durch ihre Umgebung. Im Süden erhebt sich eine gewaltige Gebirgswand, die direkt aus dem Wasser der Albufera emporzu steigen scheint. Unbewaldet, erglänzt ihr Gestein im Schein der Sonne in märchenhaften Farben. Ringsum im Halbkreise, wenn auch niedriger und ferner, zieht sich eine Bergwand dahin. Sie bezeichnet die Grenzen, bis zu denen die alte Meeresbucht einst reichte. Ganz im Norden wiederum, wo die Wand das Meer erreicht, erhebt sie sich zu größerer Höhe. Hier liegt auf steilem Felsen das Kastell von Sagunt — der alten Stadt, um deren Besitz einst Hannibal und die Römer kämpften. Wie lange ist das her! Der Glanz der Karthager und Römer ist längst verblaßt. Aber auch heute noch hat diese wunderbare Guerta von Valencia ihre alte Schönheit bewahrt! —

g. Elektrisch leuchtende Menschen. Aus Amerika wurde vor einiger Zeit gemeldet, daß eine Reisegesellschaft in der südlichen Kordillere von einem heftigen Schneesturm plötzlich überfallen wurde, und die Teilnehmer zu ihrem großen Entsaunen bemerkten, daß sie selbst wie auch ihre Reit- und Packtiere in einem sanften Licht wie in einer Aurole strahlten; das Licht ging von den Spitzen der einzelnen Haare, auch denen der Pelzkleider aus. Die Erscheinung hat durchaus nichts Unbegreifliches an sich. An hohen Schiffsmasten, Leuchttürmen und spizen Kirchtürmen bemerkt man nicht selten, wenn die Umgebung sich in einer stärkeren elektrischen Ladung befindet, das sogenannte St. Elmsfeuer, ein Glümlicht, in dem die Elektrizität sich allmählich entlädt, und so werden auch jene Reisenden auf eine stark elektrisch geladene Bodenstelle geraten sein, die die Elektrizität in die auf ihr sich Bewegenden entsandte, von wo sie auf dem Bequemem Wege durch die zarten Haut- und Pelzhaare in die Luft entwich, äußerlich bemerkbar durch die dabei entstehende Leuchterscheinung. Aber, könnte man vielleicht meinen, warum zeigt sich dieses interessante Vorkommnis nur in Amerika? Sind dort die Bedingungen für sein Entstehen besonders günstig? Diese Annahme ist jetzt dadurch widerlegt, daß Ähnliches sich auch auf unserem Kontinent begab. In dem jetzt beendeten Winter wurde ein nahe der böhmisch-mährischen Grenze wohnender Arzt in der Nacht zu einem Kranken über Land gerufen, während gerade ein fürchterlicher Schneesturm tobte. In diesem Wetter verlor der Fuhrmann den Weg, und während sie über die Wetterfahrt berieten, bemerkte der Arzt seitwärts ein Licht; er nahm an, daß dies von irgend einer menschlichen Besorgung käme und entsandte den Fuhrmann dorthin, damit er sich Rats einhole über den weiter einzuschlagenden Weg. Aber nach kurzer Zeit kam der Fuhrmann voll Angst und Schrecken zurück und sagte noch stotternd und staunend,

dort sei keine menschliche Wohnung, sondern er habe nur einen Baum gesehen, der brenne, aber dabei doch nicht verbrenne. Noch während dieser Erklärung sah er, daß auch der Arzt, das vor den Schlitten gespannte Pferd und der Schlitten selbst ebenfalls brenne, ohne daß das Pferd irgend welche Schreden erkennen ließ, wie es doch sonst bei einem brennenden Pferde natürlich ist, oder ohne daß der Arzt etwas von Hitze oder Feuer entfandte. Der abergläubische Fuhrmann glaubte, der Teufel treibe hier sein Spiel, und so groß war sein Entsetzen, daß der doch sonst robuste Mensch tatsächlich vor Aufregung in eine Krankheit verfiel. Der naturwissenschaftlich gebildete Arzt sah natürlich sofort, daß es sich um eine sehr interessante elektrische Leuchterscheinung handle und freute sich, ein so seltenes Naturphänomen erlebt zu haben. Tatsächlich muß, um dies lebhaft ausströmende von Elektrizität entstehen zu lassen, die Elektrizität stärker angesammelt sein, als es gewöhnlich der Fall ist, und diese starke Ansammlung wird wohl durch einen Umstand erklärt, der sowohl bei jenem Fall in Südamerika als auch bei dem in Wärehn zu konstatieren war. Beide Vorfälle ereigneten sich nämlich an Stellen, in deren Nähe sich Eisengruben befinden. Jedes Metall bildet ja einen guten Elektrizitätsleiter, und so mag durch das vorhandene Erz die Elektrizität einer großen Bodenstrecke in besonderer Stärke gerade dorthin geleitet sein, wo die zufällig erscheinenden Menschen ihr die Gelegenheit dazu boten, elektrisch leuchtende Lebewesen erscheinen zu lassen. —

— **Erdpyramiden und verwandte Bildungen in den Alpen** zeigen nach L. Sauer (Progr. d. Friedrich-Wilhelmschule in Stettin, 1904) stets in ihrem Material eine lockere Beschaffenheit. Fast immer sind es Konglomerate, aus denen sich die seltsamen Formen herausgeschält haben. In den meisten Fällen haben wir es mit dem Schutt der diluvialen Gletscher zu tun, welcher das Material zum Aufbau lieferte. Die wirkende Ursache für die Entstehung der einzelnen Gestalten ist das rieselnde Wasser, welches einerseits durch seine mechanische Kraft in Verbindung mit den fortziehenden Gesteinskrümmern, andererseits durch seine lösende Wirkung und seinen Gehalt an Kohlensäure bald schneller, bald langsamer in die steilen Gehänge Rinnen einragt und die Säulen von der Bergwand trennt. Die Steine auf den Spitzen sind alle einmal der Boden gewesen, über den die Gewässer hinabstürzten. Diese, aus unlöslichem Material gebildet, waren die Veranlassung, daß ihre nächste Unterlage nicht aufgelöst und weggespült wurde, daß aber auch an ihrem hinteren, das heißt der Hochwand zugekehrten Rande das Wasser Gelegenheit fand, zu lösen und fortzuspülen. War der erste Schnitt hinter dem Steine geschehen, dann wurde dieser selbst als Schuttschutt überflüssig; daher ist es auch gleichgültig, ob der krönende Stein groß oder klein ist. Statt des anfänglich schützenden Steines kann sogar auch eine kleine Rasendecke denselben Erfolg auslösen. Daß der Stein auf der Spitze zur Erhaltung der Säule nichts beiträgt, ergibt sich daraus, daß die Verjüngung des Kegels ohne Unterbrechung bis an den Stein heranreicht. Auch das Herabfallen oder Herabnehmen des Steines läßt die Säule ebenso fest und lange stehen wie ihre Nachbarn. Für die Höhe und Schlankheit der Säulen ist die Beschaffenheit des Materials maßgebend. Meist findet man einen starken Gehalt an Kalk. Eine weitere Bedingung für die Entstehung der Erdpyramiden ist die, daß sie an steilen Gehängen stehen oder gestanden haben. Die herabrieselnden Regenwasser müssen eben eine ausreichende Geschwindigkeit aufweisen, um den abgepöhlten Schutt auch sofort weiterzuführen. Überall finden sich die Pyramiden an Stellen, welche unter gewöhnlichen Umständen nicht der Einwirkung des Wassers ausgesetzt sind; die einmal gebildeten Säulen müssen erst wieder trocken und sich mit einer Art Rinde überziehen können. Auch der Kohlensäure dürfte ein wesentlicher Einfluß bei der Bildung dieser Figuren zukommen. Ein durchgreifender Unterschied in bezug auf die Lage der Verklüftung der einzelnen Pyramiden ist nicht festzustellen; sie liegen nach allen Himmelsrichtungen; am seltensten ist wohl ihre Lage nach Norden, aber die schönsten, die von Euseigne, sind beispielsweise aus der nach Norden gerichteten Talseite herausgeschnitten. Dem Wind will Sauer gar keinen Anteil an der Schaffung dieser kleinen Naturwunder beimessen; höchstens trägt er dazu bei, nach feuchter Witterung die Oberfläche der Säulen und Pyramiden schneller zu trocknen. — („Globus“.)

Medizinisches.

— Die **Arteriosklerose**, eine Entartung der Arterienwände, die dadurch an Elastizität verlieren und dem Blutdruck nicht den genügenden Widerstand leisten, so daß sich die Adern verlängern, eine geschlängelte Form annehmen und sich gleichmäßig oder sackartig an einzelnen Stellen erweitern, ist eine bei älteren Leuten häufig vorkommende Krankheit, deren Gefahr darin besteht, daß die brüchigen Blutgefäße leicht reißen und namentlich im Gehirn Schlagflüsse herbeiführen. Die Arteriosklerose entwickelt sich langsam und zeigt sich zuerst in einer übermäßigen Spannung der Gefäßwände, mit deren Fortschreiten die Gefahr zunimmt. Bisher hat man kein zuverlässiges Heilmittel gegen diesen Prozeß, und es wäre ein großer Fortschritt, wenn die Mitteilungen, die Moutier der französischen Akademie der Medizin dieser Tage unterbreitet hat, den Beifall der Fachleute fänden. Nach Mutiers Untersuchungen läßt sich die Spannung der

Arterien durch Anwendung starker elektrischer Ströme beseitigen. Es sei sogar möglich, die Spannung unter das normale Maß herabzudrücken. Dieser schädliche Einfluß, der bei der Krankenbehandlung stets Aufmerksamkeit zur Pflicht mache, lasse sich indessen durch Einwirkung auf das Rückenmark aufheben. Danach sei man imstande, die Arterienspannung nach Belieben zu regeln. Der physiologische und therapeutische Wert dieser Untersuchungen liegt auf der Hand. — („Köln. Z.“)

Technisches.

ie. **Brüchiges Gold.** Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Gegenwart winziger Mengen fremder Stoffe die Eigenschaften der Metalle und Legierungen wesentlich verändern kann. Das Gold macht keine Ausnahme von dieser Regel und wird in solchen Fällen brüchig, während es sonst das am leichtesten hämmerbare und streckbare unter den Metallen ist. Durch den Gehalt an Verunreinigungen verliert es also seine Zähigkeit und bricht schon unter einer schwachen mechanischen Einwirkung. Sogar wenn es mit reinem Kupfer gemischt wird, weist das Gold diese unliebsamen Eigenschaften auf, und eine solche Legierung wird zur Herstellung von Schmuckstücken, zum Schlagen von Medaillen und Münzen und anderen industriellen Verwendungen unbrauchbar. In der Pariser Münze wurden die ersten genaueren Untersuchungen über diesen wichtigen Punkt angestellt. Im Jahre 1868 veranlaßte der Leiter dieser Anstalt langwierige und keine Experimente, um festzustellen, welche anderen Metalle außer Silber und Kupfer an der Herbeiführung dieser Verschlechterung des Goldes schuldig sein könnten. Man sammelte brüchige Münzen und stellte ihre chemische Zusammensetzung genau fest. Es wurde ermittelt, daß das Kupfer und Silber in der fraglichen Hinsicht weit weniger schädlich ist als Blei und Eisen. In brüchigen Goldmünzen wurden nur je 1/2 Tausendstel Blei und Eisen gefunden, und diese winzigen Mengen genühten bereits, die Hämmerarbeit des Metalls zu beeinträchtigen. Da sich in den Münzstätten immer von Zeit zu Zeit mißliebige Erfahrungen mit brüchigen Goldlegierungen wiederholten, wurden in den letzten Jahren von den Chemikern wieder neue Untersuchungen in dieser Frage vorgenommen. Die Ergebnisse haben bestätigt, daß hauptsächlich Blei und Eisen, daneben auch Tellur, vermieden werden müssen, da sie schon in den geringsten Beimischungen verderblich auf die Eigenschaften des Goldes einwirken. —

Humoristisches.

— **Konsequenz.** „Siehst Du, Eduard, hätten wir nur noch ein zweites Dienstmädchen genommen . . . eben sollte mir Minna zehn Mark leihen und hat selber nur fünf.“ —

— **Unangenehme Schlussfolgerung.** Proß: „Ich sage Ihnen, meine Töchter gehen ab, wie warme Semmeln.“
Sanitätsrätin: „Darum liegen sie auch den Schwiegervätern so schwer im Magen!“ —

— **Ein Triad.** Chef: „Wissen Sie, Mahnbrieft an ganz faule Kunden lasse ich von meinem Buchhalter immer schreiben, wenn es schon etwas über Bureauschluß ist . . . dann ist er in der richtigen Stimmung dazu.“
 („Reggendorfer-Blätter.“)

Notizen.

— Zugewandten ist uns Heft 2 der von Hanns Heinz Ewers geleiteten Monatschrift „Heim der Jugend“. Das reich illustrierte Blatt erscheint im Verlage von Siegfried Cronbach, Berlin. Preis des Heftes 75 Pf. —

— Eine neue Zeitschrift für Naturfreunde „Aus der Natur“ beginnt soeben zu erscheinen. Herausgeber ist Dr. B. Schoenichen, Schöneberg-Berlin, Verleger Erwin Nägele in Stuttgart. Jährlich erscheinen 24 illustrierte Hefte. Bezugspreis für das Vierteljahr 1 M. 50 Pf. —

— Die „Elf Scharfrichter“ wollen im Herbst nach Berlin kommen und hier verbleiben. —

— Die Berliner Cabarets gründen einen Schutzverband. — § 1. Die halbe Flasche Wein darf nicht unter 5 M. verkauft werden. —

— Der Schicksale Schiffs-Kreisler, der die Kollbewegungen von Seebämpfern verhindern oder doch bis auf ein Minimum einschränken soll, wird jetzt in Stettin ausgeführt und in einen Dampfer eingebaut. Die Versuchsfahrten werden im Monat Juni oder Juli beginnen. —

— Die „Großen“ unter den Berliner Ärzten. In Berlin gibt es zwei Ärzte mit einem Einkommen von 140 000 bis 160 000 M., drei von 160 000 bis 180 000 M., einen bis 220 000 M., einen bis 240 000 M. und einen mit einem Einkommen von 330 000 M. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 26. März.